

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 34.

Berlin, Dienstag den 19. März

1844.

Frankreich.

Biographische Skizzen, von Mignet.^{*)} Sieyès. — Broussais.

Emanuel Joseph Sieyès wurde zu Créjus am 3. Mai 1748 geboren. Da er für die Kirche bestimmt war, so studirte er auf der Universität Paris und erhielt von der Sorbonne den Licentiaten-Grad. Wie die meisten seiner Zeitgenossen, wurde er von dem Geiste der Analyse und des Scepticismus ergriffen, der zu so neuen und weitumfassenden Plänen sozialer Verbesserungen führte. Vor Allem fesselten ihn die Schriften Locke's und Condillac's, und mit dem Studium der Metaphysik vereinigte er das der politischen Oekonomie. Von dem Bischof von Chartres zum Kanonikus und General-Bikar seines Kirchspiels ernannt, wußte er eine so allgemeine Achtung zu gewinnen, daß ihn die Geistlichkeit von Bretagne zu ihrem Deputirten und die Diözese Chartres in der Folge zum Commissair bei der Chambre Supérieure des französischen Klerus erwählte. Hier lernte er den praktischen Theil der Politik kennen, in deren Theorie ihn seine früheren Beschäftigungen eingeweiht hatten. Unterdessen näherte sich die Revolution mit schnellen Schritten; die von der Nation mit solchem Ungeflüm geforderten, von der Regierung mit solcher Hartnäckigkeit verweigerten Reformen wurden täglich notwendiger, täglich unvermeidlicher. Die Unordnung in den Finanzen, die bereits zwei erfolglose Zusammenkünfte der Notabeln veranlaßt hatte, erreichte endlich eine solche Höhe, daß die Regierung gezwungen wurde, sich an die états-généraux zu wenden.

Wie sollten aber diese Stände berufen werden? Sollten die Stimmen wie im Jahre 1614 nach Klassen oder einzeln abgegeben werden? Sollte im letzteren Fall die Zahl der Deputirten des dritten Standes verdoppelt werden, oder sollte man nur die frühere Anzahl zulassen? Sollte mit einem Worte die Mehrheit der Nation oder eine privilegierte Klasse, das öffentliche Wohl oder das Privat-Interesse vorherrschen? Diese Fragen waren es, die von dem Publikum und von der Regierung selbst aufgestellt wurden.

Sieyès beantwortete sie. Er hatte sich nie zuvor als Schriftsteller versucht; in seine theoretischen und praktischen Studien vertieft, war ihm keine Zeit zum Schreiben geblieben. Sein erstes Auftreten wurde mit einem Erfolge gekrönt, der ihm selbst unerwartet kommen mußte; das weltberühmte Pamphlet: *Qu'est-ce que le tiers-état?* war die Signalglocke der Revolution. Das, was die Nation seit Jahren geahnt hatte, wurde hier deutlich ausgesprochen; es war das Resultat der vorherrschenden philosophischen Lehren und wurde mit stürmischem Entzücken aufgenommen. Man kann den Inhalt in drei Fragen und deren Antworten zusammenfassen.

Was ist der dritte Stand? — Die Nation.

Was ist er bisher in der politischen Welt gewesen? — Nichts.

Was verlangt er? — Etwas zu werden.

Sieyès behauptete, daß der dritte Stand die ganze Nation sey, und daß er recht gut die beiden anderen Stände, sie aber nicht ihn entbehren könnten; da er 25 Millionen stark wäre, so müsse er wenigstens eben so viele Repräsentanten haben, als die beiden anderen Körperschaften, die aus 80,000 Geistlichen und 100,000 Adligen beständen, und es müsse ihm erlaubt werden, seine Abgeordneten unter seinen eigenen Mitgliedern und nicht wie bisher aus den Reihen des Klerus und des Militärs zu wählen. Endlich forderte Sieyès den dritten Stand auf, da er keine Klasse, sondern die ganze Nation sey, sich zu einer National-Versammlung zu konstituiren und in dieser Gestalt für das allgemeine Beste zu handeln.

So kühn diese Gedanken waren, wurden sie doch mit einstimmigem Beifall empfangen. Was er anrieth, wurde ausgeführt; aus seinen verwegenen Theorien wurden noch verwegenere Handlungen. Man berief die Generalstaaten; Sieyès wurde zum Deputirten der Stadt Paris erwählt, und als sich die privilegierten Klassen einen ganzen Monat lang weigerten, in Verbin-

dung mit dem dritten Stande die beiderseitigen Vollmachten zu prüfen, ließ er die Prüfung auch in Abwesenheit jener Klassen vor sich gehen. Er brachte den dritten Stand dahin, sich zu einer National-Versammlung zu konstituiren, und entwarf im Ballhause den entscheidenden, von allen Mitgliedern beschworenen Eid: „Sich nie zu trennen, sondern überall zusammenzutreten, wo es die Umstände erfordern möchten, bis die Constitution bestimmt seyn würde.“ In der feierlichen Sitzung des 23. Juni, als der königliche Befehl ergangen war, die Versammlung zu schließen, und als der Saal noch von der gewaltigen und hinreißenden Beredsamkeit Mirabeau's wiederhallte, erhob sich auch Sieyès. Er fühlte, daß nach dem, was man zuletzt vernommen, alle Rhetorik nur zahn erscheinen müsse, aber seine eigene Rede war nicht weniger erhaben in ihrer Art. „Wir sind heute“, sagte er, „was wir gestern waren. Laßt uns berathschlagen (délibérons)!“ Es wurde zur Berathschlagung geschritten, und die Revolution war die Folge.

Sieyès war auch der Urheber des nachher in Ausführung gebrachten Plans, die alten Provinzen in Departements umzuwandeln. Er fuhr fort, an den Arbeiten der National-Versammlung theilzunehmen — als er aber auf Widerstand bei denjenigen stieß, die er zu leiten gehofft hatte, kühlte sein Eifer sich allmählig ab. Ungeflüm und gebieterisch in seinen Theorien, konnte er keine Einwendungen ertragen. Die Diskussionen über die Reichthümer des Klerus erregten zuerst seinen Unwillen. Er hielt die Kirchzehnten für ungerecht und wünschte sie daher abzuschaffen; da sie aber eine Revenüe von 70 Millionen Francs bildeten, so schlug er vor, sie zur Abtragung der Staatsschuld zu bestimmen, um auf diese Weise die Auflagen ermäßigen zu können. Da seine Meinung unbeachtet blieb und die Zehnten ohne Weiteres aufgehoben wurden, so gab ihm dieses zu seinem berühmten Epigramme Veranlassung: „Sie wollen frei werden und verstehen es nicht, gerecht zu seyn.“

Wegen dieses Epigramms angegriffen, wurde er zornig und behauptete von nun an ein hartnäckiges Schweigen. Umsonst bemühte sich Mirabeau, seinen Ehrgeiz anzuspornen; Sieyès schwieg. Man wollte ihn zum Bischof von Paris ernennen; er schlug es aus. Bald darauf wurde er zum Mitglied der Departements-Regierung erwählt; er verließ die National-Versammlung und zog sich aufs Land zurück. So geschah es, daß er an der zweiten Periode der Revolution keinen Theil nahm. Man fragte ihn später, was er während der Schreckensherrschaft gethan habe? „Was ich gethan habe? entgegnete er. „Ich habe gelebt.“ Indem er am Leben blieb, hatte er in der That das schwierigste Problem jener Zeit gelöst. Nach dem 9. Thermidor trat er wieder als einer der Häupter der gemäßigten Partei im Konvent auf, wo er den Wiedereintritt seiner Freunde, der geächteten Girondisten, vorschlug und durchsetzte. Zum Präsidenten des Konvents und Mitglied des neuen Wohlfahrts-Ausschusses ernannt, nahm er an allen Maßregeln desselben, so wie an den Unterhandlungen mit einigen europäischen Staaten, Theil und ging selbst nach Holland, um den Allianz-Traktat mit der neuen batavischen Republik abzuschließen. Er wirkte auch zum Frieden von Basel mit und that überhaupt sein Aeußerstes, um die Macht und das Glück seines Vaterlandes zu befestigen. Doch weigerte er sich, zur Ausarbeitung der Constitution vom Jahre VIII beizutragen, schlug den ehrenvollen, aber gefährlichen Posten eines der fünf Direktoren aus und zog sich noch einmal ins Privatleben zurück.

Um diese Zeit war es, daß der Abbé Youlle in Sieyès' Zimmer eintrat und ein Pistol auf ihn abfeuerte. Eine von den Kugeln zerschmetterte ihm die Hand; die andere streifte ihn an der Brust. Sieyès legte eine bewundernswürdige Fassung an den Tag. Als er bei der gerichtlichen Untersuchung bemerkte, daß die Beisitzer des Tribunals sich zu Gunsten des Mörders neigten, kehrte er nach seiner Wohnung zurück und sagte dem Portier: „Wenn Herr Youlle wieder vorsprechen sollte, so wirst Du ihm melden, daß ich nicht zu Hause sey.“

Bald nachher bot sich ihm eine Gelegenheit dar, die Friedenspläne zu verwirklichen, mit denen er sich schon unter dem Konvent beschäftigt. Sieyès, der einen Platz im Direktorium abgelehnt hatte, willigte ein, als Gesandter nach Berlin zu gehen. Es glückte ihm zwar nicht, ein Bündnis mit Preußen zu schließen; er überzeugte sich jedoch, daß dieser Staat sein Neutralitäts-System beibehalten werde, und berichtete dieses nach Paris. Bei seiner Rückkehr fand er eine allgemeine Entmuthigung; das Direktorium näherte sich seinem Ende. „Ich brauche einen Degen“, sagte er und glaubte einen solchen in Joubert gefunden zu haben. Aber Joubert wurde bei Novi getödtet, und Napoleon kehrte bald darauf aus Aegypten zurück.

Aller Augen, Aller Erwartungen waren auf den General Bonaparte gerichtet. Der Sieger in so vielen Schlachten hatte die Phantasie einer kriege-

^{*)} Notices et Mémoires Historiques par Mr. Mignet. Paris 1843. — Der erste Band dieses Werks fällt gewissermaßen die Lücken aus, die der berühmte Verfasser in seiner „Geschichte der französischen Revolution“ gelassen. Er enthält nämlich biographische Skizzen einiger der bedeutendsten Personen jener Epoche, von welchen wir die eines Staatsmanns und eines Gelehrten hier mittheilen. Früher bereits hat das „Magazin“ einige dieser biographischen Skizzen Mignet's — Desluz de Tracy und Livingston — in freien Bearbeitungen mitgetheilt, und auch Nachstehendes ist nur ein Auszug und keine wörtliche Uebersetzung. Wenn es um letztere zu thun, den verweisen wir auf das kürzlich erschienene Buch: „Biographische Bilder von Sieyès, Koderer, Livingston, Fallorand, Broussais, Merlin, Tracy, Daunou, nebst mehreren Vorträgen in der Akademie, übersetzt von J. J. Stolte. Leipzig, Köhler, 1843.“

rischen und erregbaren Nation gefesselt. Der General brauchte Sieyès, um ihn in seinen Plänen zu unterstützen; Sieyès brauchte den General, um für ihn zu handeln. Diese beiden außerordentlichen Männer, die Typen des Gedankens und der That, waren einander gleich notwendig. Nur zu bald aber wurde der Ruhm des Philosophen von dem des Kriegers verschlungen. Vereint brachten sie den 18. Brumaire zu Stande, der die politische Laufbahn Sieyès' beendigte; sein Scharfblick zeigte ihm sogleich, daß er seinen Meister gefunden habe. Während der Katastrophe jenes Tages bewies er indessen größere Fassung und Entschlossenheit als Bonaparte selbst: erst am folgenden Morgen sagte er: „Wir haben jetzt einen Gebieter; er weiß Alles, will Alles und kann Alles.“ Die That verdrängte den Gedanken; Sieyès fühlte, daß er zum Rathen, nicht zum Handeln geschaffen sey, und überließ das Staatsruder kräftigeren Händen. Mit ihm verschwand das Reich der Theorien.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Die Thierwelt von Ceylon.

(Schluß.)

Selbst die Landstraßen sind unsicher. Mancher Reisende wird, ehe er sich's versteht, von Elephanten, Tigern, Büffeln, Ebern oder Affen angegriffen. Dringst Du aber in den ungeheuren Waldungen der Insel etwas weiter vor, oder verirrst Du Dich gar in denselben, so kannst Du leicht eine ganze Reihe eben so unangenehmer Abenteuer bestehen müssen, wie diejenigen waren, die ein Soldat, Namens Thomas Jones, bestanden und Herrn Campbell erzählt hat. Wir wollen den Erzähler selbst reden lassen:

„Eines Abends war der Himmel so rein, die Luft so frisch, daß ich der Lockung, auf dem Wege nach Trinkomali allein spazieren zu gehen, nicht widerstehen konnte. Ich bemerkte einen schönen Pfauhahn auf einem Baume und warf einen Stein nach ihm; er flog davon und ich lief hinterher; als ich aber die unnütze Jagd aufgab, da sah ich erst, zu meinem großen Schrecken, daß ich den Weg verloren hatte. Ich kletterte einen Baum hinauf, um aus der Stellung der Sonne den Punkt zu erkennen, auf den ich losgehen mußte. Kaum hinabgestiegen, eilte ich in der Richtung des Cantonnements vorwärts. Da stand plötzlich in geringer Entfernung ein Elefant vor mir, der mit seinen breiten Ohren seinen Kopf schlug und den langen unbeschäftigten Rüssel in allen Richtungen schwenkte. Es blieb mir nun kein anderer Rath, als einen neuen Umweg zu machen . . .

„Unterdes fiel die Nacht ein; da ich nur eine kurze Strecke weit sehen konnte, so blieb ich eine Weile unentschlossen und wie am Boden gewurzelt stehen. Da hörte ich plötzlich hinter mir den schweren Fußtritt eines Elephanten; und jetzt floh ich, ohne zu wissen, wohin. Je weiter ich lief, desto größer ward meine Furcht und desto mehr verirrete ich mich im Walde. Ganz ermüdet, stieg ich am Ende auf einen Baum um daselbst die Nacht zuzubringen. Ich hatte eben zwischen zwei Ästen Platz genommen, als der Mond aufging. Bald war von allem Geräusche, das mir Schrecken eingejagt hatte, nichts mehr zu hören, und ich glaubte in der Ferne die Felsen von Kurunagalla zu bemerken. Ich stieg wieder hinab und schlenderte weiter: nach einer Stunde aber war ich von neuem gezwungen, auf einen Baum zu steigen. Dieses Mal nahm ich einen ungeheuren Stoß zu meiner Vertheidigung mit, für den Fall, daß ich von Bären angegriffen würde, die in diesem Walde sehr zahlreich seyn sollen.

„Die Nacht dauerte mir entsetzlich lange. Ich wagte nicht, ein Auge zu schließen, denn ich sah mehrere Elephanten und ganze Rudel anderer wilden Thiere unter mir vorbeiziehen.

„Als endlich der Tag graute, stieg ich von meinem Baum und wendete mich den Felsen von Kurunagalla zu, die ich von oben gesehen, und die ich, nach meiner Berechnung, in ein paar Stunden erreichen mußte. Unglücklicher Weise entzog sie das hohe Gestrüpp meinen Blicken und ich gerieth von neuem in die Irre. Fast athemlos und schon vom Hunger gequält, setzte ich mich auf den Stamm eines abgestorbenen Baumes und stellte düstere Betrachtungen an, als plötzlich eine ungeheure Schlange, die eine schwarze Zeichnung wie eine Brille auf ihrem breiten Hals hatte, sich drohend vor mir aufrichtete: es war eine Cobra de Capello. Die dringende Gefahr gab mir wieder Kräfte; ich rannte davon, aber auf meiner Flucht begegneten mir noch viele Schlangen von jeder Größe und Farbe. Da ich über gefallene Baumstämme schritt, so schauderte ich bei dem Gedanken, auf irgend eines dieser gräßlichen Thiere zu treten.

„Dieser fatale Weg führte mich zum Ufer eines Flusses, wo ich meinen brennenden Durst löschen konnte. Neu gestärkt, beschloß ich, dem Laufe des Flusses zu folgen, in der Hoffnung, daß ich bald einen bewohnten Ort erreichen würde. Ich ging ruhig im Schatten großer Bäume, als ein sonderbares Geräusch über mir mich aufwärts zu schauen nöthigte. Ich bemerkte ein Rudel Affen, die mich verhöhnten. Ich warf sogleich mit Steinen nach ihnen, und sie schleuderten mir zur Bergeltung schöne Kokosnüsse zu, deren Inhalt ich gierig verzehrte.

„Je weiter ich übrigens vorwärts drang, desto wilder wurde die Wüstenei. Sobald der Tag zur Reize ging, nahm ich in den Zweigen eines großen Baumes Platz, wagte aber wieder nicht zu schlafen, weil ich im Schlaf herunterzufallen fürchtete. Dazu war ich bis auf die Haut vom Thau durchnäßt und bebte vor Kälte. Wie konnte ich aber ans Hinabsteigen denken! Ich sah beim Mondschein immer Elephanten unter mir hin und her ziehen, die im Flusse ihren Durst löschten, und hörte von allen Seiten das Geheul und Gebrüll von Raubthieren.

„Am anderen Morgen war ich ermüdet und mühsamer als jemals; dennoch setzte ich meinen Marsch am rechten Ufer des Flusses fort. Das dicke Gestrüpp zwang mich zuweilen, ins Wasser zu gehen, welches glücklicherweise in dieser Jahreszeit sehr niedrig war. Um die Mitte des Tages fühlte ich eine solche Müdigkeit, daß ich mich auf eine mit Rasen bedeckte Anhöhe niederließ und fest einschloß. Gegen fünf Uhr Abends erwachte ich und setzte meinen Marsch fort. Etwa vierzig Schritt von dem Orte, wo ich geruht hatte, bemerkte ich die frischen Spuren einer Tigertape. Bei diesem Anblick kniete ich nieder und dankte Gott für seinen Schutz.

„Der Hunger kehrte indes wieder, und mein Vorrath an Kokosnüssen, den ich mitgeschleppt hatte, war aufgezehrt. Das zwang mich, einen Absteher in den Wald zu machen, bis ich Affen entdeckte, die mir aus Bosheit neuen Proviant zuwarfen. Während des Schlafes hatte mir die glühende Sonne heftige Kopfschmerzen gemacht, und ich besorgte, ein Fieber zu bekommen. Ich rieb mir die Schläfe mit kaltem Wasser, verzehrte einige Kokosnüsse, versah mich mit Lianen und erkletterte dann einen Baum, auf dem ich mich festband. Diese Nacht war übrigens eben so schlimm wie die vorigen Nächte: das Geheul der Raubthiere, meine Furcht, von Bären Besuche zu erhalten, die scharfe Nachtluft und der eifige Thau hielten mich wach bis zum Tage.

„Als ich beim Anbruch der Morgenröthe vom Baume stieg, war ich von Kälte erstarrt; allein die Strahlen der Sonne wärmten mich wieder, und ich spürte kein Kopfwiehe mehr. Ich zerschlug die Kokosnüsse, die mir noch blieben, verzehrte den ganzen Inhalt einiger, nahm die Kerne aus den anderen und verwahrte sie sorgfältig in meiner Rocktasche. Da der Wald immer dichter wurde, so dachte ich mit steigendem Grausen an Elephanten und Schlangen; ich versuchte wieder an den Fluß zu kommen, von dem ich abgegangen war. Auf dem Wege dahin bemerkte ich drei Elephanten, zwei große und einen kleineren, die unter den Bäumen friedlich grasteten. Der kleine bemerkte mich, lief zu den anderen, als wollte er ihnen Rapport bringen, und ging dann geradesweges auf mich los. Ich floh in der Hoffnung, Bäume zu entdecken, die ich bequem erklettern könnte; aber die Äste keines einzigen waren so niedrig, daß ich sie greifen konnte. Plötzlich strauchelte ich über Etwas und fiel in geringer Entfernung von meinem Verfolger zu Boden. Dieser hatte mich im Nu erreicht. Anfangs fuhr er ein Paar Schritte zurück: dann kam er wieder heran. Er berührte mich mit seinem Rüssel, roch an mir und drehte mich ein paar Mal säuberlich am Boden um. Ich erwartete jeden Augenblick, daß er des Spielens müde werden, mich wie eine Rüsselschale zertreten und dann etwa in die Luft schleudern würde. Da die beiden Affen gar kein Verlangen zeigten, an den Ergötzlichkeiten ihres Söhnleins oder jungen Freundes Theil zu nehmen, und ruhig fortgrasteten, so faßte ich einen verzweifelten Entschluß: ich stand rasch auf und schrie aus Leibeskräften. Mein unheimlicher Spielgenosß ergriff vor Schrecken die Flucht, brummte aber den Affen etwas zu, und jetzt rückten alle drei gegen mich an, indem sie Sträucher und junge Bäume auf ihrem Wege zerbrachen oder niedertraten. Die Furcht gab mir Flügel; ich entkam ihnen, gelangte wieder an den Ort, wo ich mir gestern Abend Kokosnüsse verschafft hatte, und erkletterte einen Baum, um mich oben zu verschauen. Da ich auf der Flucht meinen Ueberrod sammt Vorräthen im Stiche gelassen hatte, sammelte ich neue Kokosnüsse, die am Boden lagen, und setzte dann meine Wanderung fort, dieses Mal fest entschlossen, von dem Flusse nicht mehr abzugehen. Am Abend desselben Tages war ich so glücklich, Dschambo-Bäume zu treffen, die köstliche reife Früchte trugen; ich that mir an denselben gütlich, es ist eine Art rother und weißer Äpfel, mit Kernen gefüllt, die den Kasanien gleichen. Gern hätte ich mir ein Paar derselben geröstet, aber Feuer zu bekommen, war keine Möglichkeit. Sehr gestärkt und mit herrlichen Vorräthen bepackt, beschleunigte ich meine Schritte; denn es fiel schon die Nacht ein.“

Es vergingen noch mehrere Tage, ehe der wackere Jones seinen Weg wieder fand. Dabei lebte er gut oder schlecht von Kokosnüssen und brachte jede Nacht auf Bäumen zu. Endlich fand er auch einen, auf dem er schlafen und vor dem Thau geschützt seyn konnte. Indes zogen ihm seine Beschwerden und Entbehrungen ein hitziges Fieber zu. Eines Morgens fand er einen wirklichen Pfad und bald auch den verdorrten Leichnam eines Menschen, der vermuthlich das Opfer einer ähnlichen Unvorsichtigkeit geworden war. Jones zog dem Leichnam die abgenutzten Kleider aus; allein seine erschöpften Kräfte gestatteten ihm nicht mehr, weiter zu gehen. Er sank am Fuße eines Baumes nieder, den er vergebens zu ersteigen versucht hatte. Hier fand und weckte ihn ein Trupp Eingeborne aus Kadni. Da er zu schwach war, um auf seinen Füßen zu stehen, so trugen ihn diese braven Leute nach Kurunagalla, wo ihm alle benötigte Hilfe ward. Seine Kameraden hatten ihn schon mehrere Tage in allen Richtungen gesucht und todt geglaubt. Man fürchtete anfänglich, er werde in Wahnsinn verfallen; allein gute Pflege verschaffte ihm wieder geistige und körperliche Genesung.

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

III. Anna van Geldern. *)

(1632.)

In dem Staatszimmer ihres Hauses auf der Deeregracht zu Amsterdam saß Anna van Geldern, die reiche und schöne Witwe des Capitains Jan

*) Vgl. Nr. 27 u. Nr. 30 des „Magazin“.

Paulsson, die jüngere Freundin Cornelia Engel's^{*)}, die treue Pflegemutter der Kinder de Ruiters. Um sie her spielten die Kinder des Seemanns, und während ihr Blick voll Zärtlichkeit auf die lieblichen Gestalten fiel, die fast Alle das Ebenbild ihrer reizenden Mutter waren, konnte sie einen Seufzer nicht unterdrücken, der sich ihrer Brust entrang und Gefühle zu offenbaren schien, die bisher in der Tiefe ihres Herzens schlummerten.

Da trat de Ruitter ein; ernst, gedankenvoll, auf der Stirn eine Wolke des Trübnißs, die dort heimisch war, seit er dem Todsbette seiner geliebten Cornelia den Rücken wandte. Theilnehmend ging ihm die Freundin entgegen: „Ihr seyd bekümmert, de Ruitter?“

„Die Zeit ist so ernst“, entgegnete der Seemann, „daß sich zum Trost keine Veranlassung findet. Habt Ihr nicht von unserer schmähligen Niederlage vernommen? Die unselige Uebereilung van Tromp's kostet uns eine Anzahl unserer besten Schiffe; die Generalsstaaten sind in der größten Aufregung, nicht minder das Volk; sie verlangen Bestrafung . . .“

„Ist es möglich!“

De Ruitter lächelte bitter: „Vergessen sind alle seine Siege, vergessen die Wunden, die er im Kampfe für die Freiheit der Niederlande empfing; das ist Volksgunst! Er liegt danieder im verzehrenden Fieber und vermag nicht, sich zu verteidigen. Wenn unser eigenes Bewußtseyn nicht wäre, wer möchte noch diesem Volks-Götzen dienen.“

„So habe ich es doch am Ende gut gemacht, als ich Euch das Wort abnahm, fortan den Seediens aufzugeben und nur Euren Kindern und Euren Freunden zu leben. Ihr habt genug gethan und geschafft; überlaßt es nun Anderen, das Uebereilte wieder auszugleichen.“

„Rein, Frau Anna, Ihr seyd im Irrthum. Wenn ich auch den Stachel des Andanks empfinde, so kann ich doch nicht gleichgültig seyn gegen das Leid, das uns heim sucht. Jetzt thun Männer noth, die den Muth und die Kraft haben, den Jammer zu enden und Holland die Genugthuung zu verschaffen, die ihm gebührt. Ich fühl's, daß dieser Muth in mir lebt, daß mir vielleicht das Glück beschieden wäre, die Schmach von unserer Flagge zu nehmen, und muß hier unthätig mich verzehren, weil ich nicht wortbrüchig werden will und Ihr mir mein Wort nicht zurückgeben wollt.“

Anna sprach mit bewegter Stimme: „Hört mich, de Ruitter. Als ich noch ein Kind war, verlor ich bereits meinen Vater; er fiel auf offener See in einem Kampfe gegen Frankreich; meine Zwillingbrüder, die den Vater begleiteten, blieben an seiner Seite. Unser Haus war verwaist; die Mutter starb aus Gram. Als mir mein Gatte die Hand zum Ehebunde reichte, war es tiefer Winter; das kommende Frühjahr schmolz die Eiskruste der Maas, er ging in See, und meine Augen haben ihn nie wiedergesehen. Nun erscheint Ihr, der Gatte meiner Jugendfreundin, mir seit lange theuer und werth; Ihr werdt um meine Hand. Darf ich sie Euch reichen? Muß ich nicht zittern, Euch zu verlieren, wenn wir von dem Altar zurücktreten? Ach, mein Freund, dürft Ihr mich schelten, daß ich ängstlich einen Schimmer des Glückes zu erblicken suche, weil es mich bis heute floh, ob ich gleich mitten im Schooße des Reichthums schwelge und der Gegenstand vielfachen Neides bin?“

Hastig trat ein junger Offizier ein, der zu dem Stabe des Admirals van Tromp gehörte: „Berzeiht, Myvrouw, mein unbescheidenes Eintreten. Ich suche Herrn de Ruitter; Herperis van Tromp verlangt nach ihm. Der arme Admiral ist sehr krank; ich bitte Euch, Herr, geht so bald als möglich zu ihm.“

„Sogleich! Ich komme sogleich!“ rief de Ruitter. Er reichte Anna van Geldern die Hand und sah sie bedeutungsvoll an; sie senkte den Blick zu Boden. Der Vater küßte herzlich seine Kinder und entfernte sich in Begleitung des Offiziers.

Eine Stunde später meldete ein Diener den Deputirten von Bliffingen, Herrn Cornelius Lampsin^{**)}. Anna entfernte die Kinder und ging dem geehrten Gast des Hauses entgegen.

„Gott grüße Euch, Frau Anna!“ sprach der Greis. „Ich würde sagen, er schenke Euch einen frohen Tag, wenn ein wahrhafter Niederländer in so bedrängter Zeit an frohe Tage denken dürfte.“

„Ihr kommt aus der Sitzung der Herren Staaten, mein väterlicher Freund, und seyd gewiß sehr ermüdet!“ fragte Anna besorgt, sich mit lebenswürdigem Geschäftigkeit für ihn bemühend. „Setzt Euch in diesen Sessel und bedient Euch dieser Erfrischungen. Was bekümmert Euer Herz, mein edler Freund? Schüttet Euren Kummer aus; Ihr wißt, ich bin Euch innig ergeben und, wie Ihr, eine treue Freundin unseres gemeinsamen Vaterlandes.“

Cornelius Lampsin blickte sie mit einem trüben Lächeln an: „Und doch handelt Ihr gegen Holland als sein gefährlichster Feind.“

„Ihr scherzt, Vater Lampsin.“

„Keinesweges. Wir sehen uns nach einem Mann um, der in dieser Zeit der Bedrängniß die Ehre unserer Flagge wahren soll. Van Tromp hat das öffentliche Vertrauen für diesen Augenblick verschert, und außer ihm ist nur Einer, der es vermag, uns Rettung zu bringen. Dieser Eine ist Michael de Ruitter.“

„D nicht doch, edler Herr! Holland hat viel tapfere Offiziere, Alle geschickt genug, Eure Flotten zu führen und den Kampf mit dem Feinde des Landes auf Tod und Leben zu bestehen. Wollt nicht selbst Euren Reichthum so sehr verkennen.“

„Daß ich es Euch nur sage, Frau Anna!“ entgegnete Cornelius Lampsin. „Die Herren Staaten sind fast einstimmig der Meinung, daß keinem Seemann die Oberbefehl unserer Flotte besser anvertraut werden könne, als ihm,

und in der morgenden Sitzung wird dieser Gedanke ins Leben treten. Ich kann Euch sagen, daß das Patent schon unter der Hand ausgefertigt ist und nur der Unterschrift harret. Besinnt Euch wohl, was Ihr thut. In Eurer Hand liegt viel.“

Anna warf sich in die Arme des Greises, der an sie herangetreten war und zutraulich ihre Hand gefaßt hielt: „Was verlangt Ihr von mir?“

„Muth, meine Tochter! Der Mann, den Ihr im Herzen tragt, gehört nicht Euch allein; er gehört dem Vaterlande. Ich weiß, Ihr habt von ihm gefordert, der Seefahrt zu entsagen, und wollt ihm nach bestandnem Probejahr Eure Hand reichen. Ihr werdet nicht wollen, daß man ihn für feig halte, oder daß er Euch wortbrüchig werde. Ueberlegt es wohl, meine Tochter! und Ihr werdet gewiß das Rechte wählen.“

Er drückte ihre Hand und entfernte sich. Anna van Geldern blieb in tiefer Betrübniß zurück. Sie überließ die Kinder der Sorge ihrer Dienerin und verschloß sich weinend in ihrem Kämmerlein. Als de Ruitter am Abend kam, um sie zu besuchen, erfuhr er von ihrem Hausdiener, daß Myvrouw unwohl sey und keinen Gast bei sich empfangen könne.

Die Kommission der Generalsstaaten, welche mit der Leitung der Marine-Angelegenheiten beauftragt war, hatte sich bereits am anderen Morgen früh versammelt und eine endliche Schlussberatung gepflogen. Gegen Mittag ward die Sitzung geschlossen. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, die gegen England bestimmte Flotte werde mit dem nächsten von dem Texel auslaufen, und zu ihrem Führer sey de Ruitter bestimmt. Dies verbreitete eine freudige Bewegung unter den Seefahrern aller Klassen, denn der ehemalige Seilerjunge von Bliffingen stand in großem Ansehen bei den Offizieren und Matrosen der Flotte, und Jeder hielt es für ein Glück, unter seiner ruhmwürdigen Flagge zu kämpfen.

„Laßt uns zu ihm hin!“ riefen Einige, und kaum war diese Aufforderung ergangen, als sich mehrere Pausen bildeten, die nach dem Hause des Seemanns zogen und zu seiner Ehre ein dreifaches Hurrah erschallen ließen. Er trat unter die Menge, bot ihnen die Hand, und des Hutschwensens ward kein Ende.

„Frisk, de Ruitter! Frisk!“ riefen Einige. „Dole uns unsere gestrandeten Schiffe wieder, die der van Tromp in den Dups hat sitzen lassen.“

„Ja! Macht es wieder gut! Es war eine Schande für van Tromp . . .“

„Halt!“ rief de Ruitter erglühend. „Wer wagt's, einen so wackeren Admiral zu schmähen? Kommt Ihr zu mir daher, um mich zu beleidigen, indem Ihr einen braven Seemann scheltet? Van Tromp ist ein Ehrenmann! Was auf seinem letzten Zuge vorgefallen ist, müssen wir erst von ihm selbst hören; er aber liegt krank danieder und kann sich nicht verteidigen. Ist's gerecht, einen wehrlosen Mann zu schelten? Schämt Ihr Euch nicht?“

Die Seeleute schwiegen.

„Giebt's einen ruhmwürdigen Tag in der Geschichte unserer Flotte, an welchem er fehlte? Wer siegte bei Gibraltar? Wer gewann die glänzende Schlacht auf den Godwin? Wer jagte die französische Flagge in die Flucht?“

„Van Tromp! Alles van Tromp!“ riefen einige Matrosen.

„Ich hab's gleich gesagt!“ rief ein Bootsmannsmaat, „sie sollten das ungewaschene Maul halten; sie verfländen von dergleichen nichts und hätten zur See nichts zu thun, als ihre Ration Genever zu trinken und tüchtig zuzuschlagen. Mit Vergunst, Capitain de Ruitter! Wollt Ihr wohl mit einstimmen? Ein Hurrah für Herperis van Tromp! Gedo, Ihr Alle! frisk! Hurrah!“

Einer kleinen Anzahl von Bürgern, die eine Deputation der Generalsstaaten geleitete, war es unterdessen nicht ohne Mühe gelungen, sich durch die Masse der Seeleute Bahn zu machen, und die Deputirten standen dem Seemann zur Seite.

„Ei, ei! mein werther Herr!“ sagte Cornelius Lampsin, scherzhaft drohend. „Was ist dies? Während wir mit allem Eifer für Ordnung und Ruhe sorgen, sammelt Ihr ganze Volkshaufen und laßt die Straßen sperren, also, daß man kaum zu Euch gelangen kann? Wie wollt Ihr es verantworten?“

„Nun liebe Herren! Wenn der Michael mit seinen braven Matrosen spricht, steht es um die Niederlande eben nicht schlimmer.“

„Weiß es!“ entgegnete Lampsin und fuhr mit lauterer Stimme fort: „So recht, Ihr Männer. Es ist ein gutes Zeugniß, wenn die Matrosen zu ihren Offizieren halten. Einer kann ohne den Anderen nicht bestehen. So haltet Ihr es auch mit de Ruitter, und wenn das Vertrauen der Staaten ihn wieder an Eure Spitze stellen sollte . . .“

„Habe ich es nicht gesagt!“ unterbrach der Bootsmannsmaat den Deputirten. „De Ruitter geht wieder zur See, und wir mit ihm. Hurrah!“

„Werthe Herren! Ihr solltet nicht unbedacht ein Wort hinwerfen“, sagte der Seemann, und seine Augen funkelten vor innerer Lust. „Aber Ihr habt mir gewiß eine Botschaft zu vermehren; erzeigt mir also die Ehre, mein geringes Haus zu betreten; ich folge Euch, sobald ich noch ein Wort zu diesen Männern gesprochen habe.“

Die Deputirten traten ein, und de Ruitter wandte sich an die Matrosen: „Beruhigt Euch, Leute, verhaltet Euch still! Noch ist nichts entschieden, gar nichts! Sobald es so weit ist, will ich kommen und es Euch selbst sagen. Seyd Ihr damit zufrieden?“

„Wir find's!“

„So geht an Bord, an Eure Geschäfte! Euren Offizieren ist die Ehre der Flagge heilig, daran glaubt, wie an Euer Evangelium, und wenn die rechte Stunde gekommen ist, schlägt zu in Gottes Namen! Morgen früh um zehn Uhr auf Alhufen's Werft sollt Ihr hören, was geschehen ist!“

Er entfernte sich, und die Seeleute gingen mit lautem Hurrah, mit Gesang und Geschrei nach allen Richtungen hin aus einander.

*) Die zweite Gemahlin Michael de Ruitter's starb 1620 im September.

**) Der erste Gönner und väterliche Freund Michael de Ruitter's.

Der Seemann ward von den Deputirten mit unverfälschter Herzlichkeit empfangen und ihm verkündet, daß er gemeinsam erwählt sey, um, mit dem Charakter eines Commandeurs bekleidet, die Flotte zu befehligen, welche gegen England entsendet werden solle. Schon sey das Patent ausgefertigt unterm großen Siegel, und man wolle nur noch aus seinem Munde die Einwilligung vernehmen, um es ihm unverweilt überreichen zu können.

Lampsin schloß den Freund in die Arme: „So sehe ich Euch nun auf dem Platz, Michael, auf welchem Euch zu sehen ich so lange getrachtet habe. Als alleiniger Befehlshaber einer Flotte werdet Ihr unsere kühnsten Wünsche erfüllen. Seht nicht hinter Euch, seht vorwärts! Denkt Eurer Jugend und des Thurmes von Bliffingen.“^{*)}

„Ich gedenke“, sprach de Rutter. „Wenn ich Euch sagen könnte, was jetzt in mir vorgeht! Aber es wäre ein eitles Beginnen! Wie sehne ich mich hinaus, um mich mit diesen wortbrüchigen Engländern zu messen. Und doch, wenn ich es erwäge, muß ich Bedenken tragen, darf mich noch nicht entscheiden . . .“

„Was sagt Ihr?“ fragte Cornelius ernst.

„Ihr wißt es ja! Ich gab ihr mein Wort.“

„Das will ich nicht gehört haben“, sagte der Deputirte, zurücktretend. „Ihr habt unsere Vorsicht vernommen, Ihr werdet das Vertrauen des ganzen Landes nicht gering achten und die Person, so wir erwählt, Euch das Patent zu überreichen, nicht zurückweisen.“

Die Thür öffnete sich, und Anna van Geldern trat im vollen Schmuck ein. De Rutter traute seinen Augen kaum, als sie erschien, glänzend schön, mit lebhaft gerötheten Wangen und einem verschämten Lächeln auf den Lippen. Sie trat zu dem Freunde und reichte ihm die Hand:

„Michael de Rutter! Ich gebe Euch Euer Wort zurück!“

„Wie! Ist es möglich!“

„Ich war eine Thörin, als ich es von Euch verlangte. Ich wähnte, Ihr wäret ausschließlich der Meinige: Ihr gehört dem Vaterlande. Hier, mein Freund, nehmt das Papier: es ist das Ehrengeschenk Eures Vaterlandes.“

De Rutter empfing das Patent: „Ich nehme es mit einem Gefühl der Freude, aber auch der Behntheit. Ich gewinne an Ruhm, aber Euch verliere ich vielleicht.“

„Nein! nein!“ rief Anna lebhaft. Sie schaute um sich her. Cornelius Lampsin hatte sich mit den Uebrigen in der Stille entfernt. „Wir sind allein! Hier ist meine Hand, ich bin bereit, zu jeder Stunde vor den Altar mit Euch zu treten.“

„Sey es denn, wenn ich siegreich aus der Schlacht wiederkehre; dann reichst Du mir den schönsten Lohn.“

„Dankt nicht ungleich von mir“, sprach Anna von Geldern mit leisem Zagen, „wenn ich unsere Vereinigung fordere, ehe Ihr in den Kampf geht. Es werden Siegesbotschaften kommen, dann muß ich den Leuten sagen können, daß ich ein Recht habe, stolz auf Euch zu seyn; es kann ein Unglück über Euch verhängt werden, eine feindliche Kugel kann Euch treffen, dann soll eine liebende Gattin um Euch weinen. Seyd Ihr mit mir einverstanden!“

„Ich bin glücklich über alles Naach. Die Leere in meinem Herzen ist ausgefüllt; ich habe ein treues Weib, meine Kinder haben eine liebende Mutter.“

„Geleitet mich nun nach Hause, mein Freund! Dort habe ich unsere Angehörigen versammelt, um Zeugen unseres Verlöbnisses zu seyn. Dann mag die Hand des Priesters uns vereinen, dann geht Ihr an Bord und dann — o, de Rutter, macht nicht, daß dieses Haupt noch einmal der Wittwenschleier verhüllt.“

Sie sank weinend an seine Brust; der Seemann schloß sie fest in seine Arme.

Und hätten in diesem Augenblick die englischen Geschütze gedonnert, er hätte sie nicht vernommen.

Mannigfaltiges.

— Französische und deutsche Geschichtschreibung. Wenn es darauf ankommt, deutsche Wissenschaft, deutsche Literatur mit französischer zu vergleichen, so werden wir weder das Urtheil eines Franzosen noch das eines Deutschen als maßgebend betrachten dürfen, denn des Einen wie des Anderen Meinung ist durch Vaterlandsliebe, oder durch Erziehung, Gewohnheiten und Gleichheit anderer Verhältnisse für den heimischen Autor mehr oder weniger befohlen. Ein englisches Urtheil ist vielleicht in dieser Beziehung das unparteiischste, denn wenn der Engländer einestheils durch politische Sympathien, durch das in beiden Völkern vorherrschende Gefühl der bürgerlichen Freiheit und der nationalen Selbstständigkeit zum Franzosen sich hingezogen fühlt, so ist er doch andererseits dem Deutschen näher verwandt durch Geist und Charakter, wie durch Sprache und Schreibart, so daß er gewissermaßen zwischen beiden Nationen, zwischen Franzosen und Deutschen, steht. Ueberdies besitzen die Engländer bekanntlich die ausgezeichnetsten Geschichtschreiber der neueren Zeit, und so hat denn ein englisches Urtheil, das wir hier aus der *British and Foreign Review* mittheilen, ein vielseitiges Interesse, wenn wir es auch nicht überall als richtig anerkennen mögen:

^{*)} Des Thurmes zu St. Marien, den de Rutter in seinem dreizehnten Jahre, als er noch als Seelinge auf den Werften Lampsin's arbeitete, erkletterte, um sich vor roher Mißhandlung sicher zu stellen; ein verwegenes Unternehmen, wodurch er zuerst die Aufmerksamkeit seines Vordherrn auf sich zog.

„Frankreich ist es“, sagt der Reviewer, „wo wir die Wissenschaft der Geschichte zu suchen haben. Deutschland erzeugt Monographien von wunderbarer Gelehrsamkeit und durchdringendem Verstand; Frankreich allein jedoch wird das Vaterland der Geschichtschreibung seyn. Deutschland hat nicht soziale Umwandlungen genug erfahren; es hat den europäischen Revolutionen viel mehr zugehört, als daran Theil genommen; kurz, es ist kein politisches Land. Frankreich dagegen nimmt gleichzeitig in politischer wie in sozialer Hinsicht einen hohen Rang ein. Es hat die Erfahrung der verschiedensten Regierungsformen gemacht; es ist das Opfer einer Masse politischer Irrthümer gewesen. Mehr als irgend ein anderes Land in Europa weiß es den ruhigen Fortschritt zu würdigen, denn seine Vergangenheit ist nur zu reich an Unbilden und Mißbräuchen, während es doch auch die Gefahren übereilter und unüberlegter Reformen kennen gelernt hat. Die politischen Parteien, von denen es zerrissen wird, suchen stets in der Vergangenheit Argumente für sich und Unglücksweissagungen für ihre Gegner, und wenn ihre Forschungen auch nicht immer ihrer Sache von Nutzen waren, so ist doch dadurch dem Studium der Geschichte eine außerordentliche Regsamkeit verliehen worden. Der deutsche Geist, wie umfassend, scharfblickend und geduldig er auch seyn möge, ist doch viel zu sehr mit den unlöslichen Problemen der Ontologie beschäftigt, um von der historischen Wissenschaft eine richtige Idee zu haben. Die Werke Niebuhr's und Savigny's haben einen außerordentlichen Einfluß geübt, aber sie sind nicht sowohl Geschichtswerke als gelehrte Abhandlungen. Niebuhr hat das Leben der Vergangenheit nicht dargestellt, ja er hat den wahren Sinn desselben nicht einmal begriffen.“

„Und was die Philosophen betrifft, so bleiben sie in dieser Beziehung noch hinter den Historikern zurück: Letztere stellen sich doch wenigstens vor das große Buch der Vergangenheit und lesen darin einige Seiten; Erstere aber haben nur die sibyllinischen Bücher der Ontologie vor sich, deren geheimnißvolle Charaktere zu entziffern ihr letztes Resultat ist. Man braucht nur Hegel's „Philosophie der Geschichte“ zu lesen, um sich zu überzeugen, daß alle Versuche, die Wissenschaft der Geschichte mit Hilfe der Methoden a priori zu konstruiren, vergebliche geblieben. Die „Philosophie der Geschichte“ ist in ihrer Art unbezweifeltes ein Werk ersten Ranges, eine vortreffliche Probe der geistreichsten Theorien, die voll der überraschendsten und anziehendsten Bemerkungen, deren Grundlage aber ein Irrthum ist. Hegel beschränkte sich darauf, die charakteristischen Züge der Vergangenheit zu skizziren und seine historischen Abtheilungen vorzuzeichnen; vergebens aber blicken wir nach einem positiven Gesetz, das auf den Grund dieser mehr oder weniger zulässigen Thatsachen zu erbauen wäre. Auf unsere Fragen wird uns zwar erwidert, daß jede Geschichte-Epoche nur die Manifestation einer Phase der Idee sey, doch es bleibt dann immer noch die Frage, woher man das wisse. Hierauf wird uns geantwortet, es sey dies eine notwendige Folge der philosophischen Formel, der Idee des Systems, und diejenigen, die das letztere anerkennen, werden auch durch nachstehende Erklärung der Vergangenheit, wie sie Hegel in seiner „Philosophie der Geschichte“ giebt, vollkommen befriedigt seyn: „Der Orient wußte und weiß nur, daß Einer frei ist; die griechische und römische Welt, daß Einige frei seyen; die germanische Welt weiß, daß Alle frei sind; die erste Form, die wir daher in der Weltgeschichte sehen, ist der Despotismus, die zweite ist die Demokratie und Aristokratie, die dritte ist die Monarchie.“ — Geben wir nun auch einen Augenblick zu, daß dieser Satz richtig sey, welche Folge könnte daraus gezogen werden? Würde uns wohl ein Buch, ganz angefüllt mit solchen Betrachtungen, dazu dienen, den geheimnißvollen Schleier der Zukunft zu lüften? Wie alle Begründer ontologischer Theorien der Geschichte, begeht Hegel die Ungerechtigkeit, einen Zug — man gestatte uns diesen Vergleich — eines Gesichtes zu skizziren und dann zu behaupten, er habe ein vollständiges und ähnliches Bildniß gezeichnet. Er bemächtigt sich einer Thatsache und will uns glauben machen, diese eine sey der vollständige Ausdruck aller Thatsachen, die in gleicher Weise Beachtung verdienen. So schreibt er: „Das griechische Leben ist eine wahre Jünglingsthat. Achill, der poetische Jüngling, hat es eröffnet, und Alexander der Große, der wirkliche Jüngling, hat es zu Ende geführt.“ — Dergleichen Bemerkungen wären in einem Gedichte schön zugleich und wahr; in einer „Philosophie der Geschichte“ sind sie es jedoch nicht.

„Schließt man demnach von der Philosophie auf die Geschichtschreibung, so darf man behaupten, die Deutschen werden mit ihren heutigen Methoden niemals dazu gelangen, eine Wissenschaft der Geschichte zu schaffen. Mehr dagegen ist von den Franzosen zu hoffen. Letztere besitzen weder jene maßlose Leidenschaft der Speculation, noch jene Vorliebe für das Thatsächliche, welche in gleicher Weise die starke wie die schwache Seite der Deutschen und der Engländer bilden; gleichwohl wissen sie jedoch eben so die Wichtigkeit allgemeiner Ueberblicke zu begreifen, als sie gewissen geschichtlichen Ereignissen die besondere Aufmerksamkeit widmen, die sie verdienen. Der französische Geist hält eine richtige Mitte zwischen den beiden Polen des Gedankens und der That, und auch die Geschichte soll eine ähnliche Stellung zwischen der Theorie und dem Leben einnehmen. Diese Erscheinungen sind es, die uns zu der Schlussfolge berechtigen, daß in Frankreich die Wissenschaft der Geschichte geboren werden wird — wir sagen: geboren werden wird, denn noch hat sie, trotz der großen Anzahl talentvoller französischer Historiker, das Licht der Welt auch dort nicht erblickt.“